Die Wahrheit

Wochenschrift für den deutschen Aufbau

Beilage zum „Posener Tageblatt“

9. Folge

1. Juli 1934

Wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet!

Gottfried Keller.

Der blinde Hödur

Gedanken zur Sommersonnenwende

Wir leben gegenwärtig in der Jahreszeit der langen Tage und der kurzen Nächte. Die Sonne hat in ihrem Jahreslauf den höchsten Stand erreicht, das Himmelslicht scheint nicht mehr vergehen zu wollen, und der Widerschein der weißen nordischen Nächte leuchtet bis in unsere Gegend hinein. Aber es liegt in den Unvollkommenheiten unserer Erscheinungswelt beschlossen, daß wir von jeder Höhe, die wir mühsam erklommen haben, wieder hinabsteigen müssen. Das Naturgesetz vom Werden und Vergehen beherrscht auch unser Leben: Stürmisch drängt die Jugend empor zu den Höhen des Lebens, aber während sie noch emporstrebt, verwelkt bereits ihre Jugend. Die Jugend währt nicht lang genug, um allen Hoffnungen, allen Wünschen eines Auges das den Himmel offen sieht, Erfüllung zu geben. Enttäuscht, von den harten Erfahrungen des Lebens gereift, muß sie wieder hinabsteigen, dem acherontisch dunklen Strom der Unterwelt entgegen, hinter dem das unerforschliche Geheimnis wartet, das jenseitige Ufer des Lebens. „Stolz, mit geschwelltem Segel, schifft in den Ozean der Jüngling, still, mit gebrochenem Mast, kehrt in den Hafen der Greis.“ Wie dem einzelnen Menschen, geht es den menschlichen Gemeinschaften: Familien, Völker, Staaten steigen empor zu höchstem Glanze und sinken wieder zurück in den Abgrund der Vergessenheit, in das Nichts.

In wenigen Tagen wird auch die Sonne von ihrer Höhe hinabsteigen, von diesen Tagen der Sommersonnenwende an verkürzt sie wieder ihren Lauf, und in einem halben Jahre feiern wir die Wintersonnenwende, das alte germanische Julfest, das das Christentum in unser schönstes Fest verwandelt hat, das Weihnachtsfest. Dann beginnt die Sonne wieder zu steigen und unsere Herzen mit neuer Hoffnung zu erfüllen. So geht es jahraus, jahrein in dem unübersehbaren Wechsel der Zeiten in unserem Raum. Vergehen und Auferstehen: des Menschen Schicksal!

An das Fest der Sommersonnenwende knüpft die germanische Sage den Mythos vom Lichtgott Baldur, den alle Götter lieben, nur der Neider und Hasser Loki nicht. Und Loki überredet den blinden Hödur, Hödur aber tötet den lichten Baldur mit einem Mistelzweige. Diese mythische Deutung liegt der Sommersonnenwende zugrunde: immer wieder läßt sie Baldur, das Sinnbild des Lichtes, vergehen und immer wieder zur Wintersonnenwende auferstehen. Und Hödur wird immer wieder nach der alten germanischen Auffassung von Schuld und Sühne schuldig und muß seine Schuld sühnen.

Der blinde Hödur, der, durch den bösen Loki verführt, schuldig wird und gegen das Licht im Dienste anderer kämpft, ist eine Erscheinung, die uns oft in der deutschen Geschichte begegnet. Als Hermann der Befreier die römischen Zwingherren Germaniens im Jahre 9 im Teutoburger Walde vernichtend geschlagen und damit einen großen Teil Deutschlands von der Fremdherrschaft befreit hatte und sich anschickte, den Sieg zu vollenden und die Römer endgültig aus Germanien zu vertreiben, da ermordete ihn sein eigener Schwiegervater Segest, der im Dienste der Römer stand. So konnten einige Zeit später wieder die Söldner Roms in Deutschland eindringen und über einen Teil dieses Reiches ihre Herrschaft aufrichten. Wer weiß zu sagen, wie sich das Geschick des deutschen Volkes gestaltet hätte, hätte das tödliche Geschoß des blinden Hödur nicht Hermann, den Helden der Deutschen, gefällt! Sicherlich wären dem deutschen Volke manche der dornenvollen Wege erspart geblieben, die es gehen mußte, um ein Volk zu werden!

Immer wieder haben Deutsche gegen Deutsche, gegen die Belange unseres Volkes, mit den Waffen des Geistes und der kriegerischen Gewalt gekämpft und sich gegenseitig erbittert zerfleischt. In keinem Volke ist der selbstvernichtende Haß gleichgearteter Menschen untereinander so groß, so erbittert und deshalb so verhängnisvoll wie unter den Deutschen je gewesen. Da erlebte 1410 der Deutsche Orden, die geniale und uns Heutige modern anmutende deutsche Staatsschöpfung im Osten, seine Niederlage gegen das vereinte Heer der Polen und Litauer. Gegen den Orden, auf der Seite seiner Feinde, kämpten die Mannschaften der deutschen Städte, denen das strenge Regiment des Ordens zu hart war, und des deutschen Landadels, dem die heroische Ordnung dieses Ritterstattes nicht genug Rechte gab und der sich nachher verpolen ließ: Namen wie Hutten-Czapski, Rautenstein-Kliński, Osten-Tempski und viele andere zeugen noch heute davon. Und trotz dieser militärischen Niederlage bedurfte es aber noch 50jähriger Zersetzungsarbeit deutscher städtischer Pfeffersäcke und adliger Privilegienreiter, um den Orden unter das kaudinische Joch des schimpflichen zweiten Thorner Friedens von 1466 zu zwingen, der ihm Westpreußen nahm und Ostpreußen lehnspflichtig machte.

Deutsche kämpften gegen Deutsche in den verheerenden Religionskriegen, verwüsteten und entvölkerten Deutschland, vernichteten Deutschlands Wohlstand, seine wirtschaftliche und geistige Geltung im 30jährigen Kriege. Deutsche kämften gegen Deutsche im siebenjährigen Krieg und als Söldner Napoleons, als Rheinbundtruppen. Und wie oft schoß Hödur seine vergifteten Geschosse gegen das Reich Bismarcks: angefangen vom Kulturkampf über die unaufhörliche Beschmutzung und Bekämpfung der deutschen Wehrmacht und der deutschen Flotte, die mit dem Namen Erzbergers verbundenen schändlichen Kolonialaussprachen von 1906, die landesverräterische Zaberndebatte von 1914 und während des Weltkrieges den Kampf gegen Tirpitz, die Friedensentschließung des Deutschen Reichstages vom 19. Juli 1917, die den Feinden Deutschlands in ihren gerade damals denkbar schlechten Siegesaussichten neuen Mut gab, den Metallarbeiterstreik vom Februar 1918 bis hin zu der Meuterei vom 9. November 1918, die die ruhmreichen deutschen Waffen beschmutzte und von sich warf! Und wir brauchen nur an den Tag von Versailles und seine schmähliche Vorgeschichte zu denken, dessen fünfzehnte Wiederkehr wir dieser Tage erst gedacht haben, wir brauchen nur zu denken an den endlosen Verrat, der nach dem Kriege immer wieder von den inneren Feinden des deutschen Volkes an den deutschen Belangen geübt worden ist! Bismarck hatte recht, als er sagte: Wenn dies deutsche Volk einig wäre, könnte es die Welt bezwingen.

Es ist eine traurige Ironie, daß aus diesem selben deutschen Volke, dessen Geschichte so viel leuchtende Taten der Treue als unvergänglichen Ruhm aufweist, auch soviel Meintaten schimpflicher Untreue, düsteren Verrates hervorgegangen sind. Der blinde Hödur geht auch in unseren Reihen um, er trägt den Pfeil in der Hand, der den Bestand unseres Deutschtums in Polen bedroht, der unser deutsches völkisches Leben vernichten kann. Mit Blindheit geschlagen, vom verführerischen Geraune des lockenden Loki aufgestachelt, sieht er nicht, wohin der Pfeil treffen wird, ahnt nicht, daß er auch ihn selbst töten wird. Hödur, der geblendete, wird schuldig, auch er wird seine Schuld nach den ehernen Gesetzen des Schicksals sühnen müssen, aber die Sühne ist zugleich die Katastrophe unseres deutschen Volkstums in Polen! Die Erkenntnis der Schuld wird zu spät kommen, und kein Wille zur Sühne wird das Verhängnis ungeschehen machen können. Seien und bleiben wir Deutschen deshalb selbst wach und sehend, damit das Geschoß des blinden Hödur ins Leere trifft!

Mck.

Deutscher / Niemiec

Sprachgeschichtliches und Nachdenkliches

Den Ursinn des Begriffes „Deutsch“ erhellt die Wortgeschichte. Beim Einbruch des Christentums in die germanische Welt wurde der alte Glaube an Wotan, Donar und Baldur durch die Botschaft vom gekreuzigten Gottessohn verdrängt. Mit dieser Botschaft ertönten die Klänge einer fremden Sprache: in den Hallen der Kirchen und in den Zellen der Klöster sprachen Priester und Mönch lateinisch. Wie hier und da dem oft gewaltsam aufgezwungenen Glauben gegenüber, so ging auch der fremden Sprache gegenüber ein Trotzgefühl durch die Brust der Stammesgenossen, des Volkes: wir bleiben bei unserer Art zu sprechen, wir sprechen **diutisc**, — „volksmäßig“. Aber auch auf der anderen Seite empfand man den Gegensatz: hier lingua latina „lateinische Zunge“, dort diutisczunge „volksmäßige Zunge“.

Die Diet war der einzelne Stamm und die Stammesmundart seine „volksmäßige“ Zunge. Schließlich werden mit diesem Wort die rechtsrheinischen Stämme sprachlich zusammengefaßt. Die deutsche Form des Wortes ist ums Jahr 1000 zuerst als diutisc belegt; sie wird im Laufe der Zeit in diutesc, diutsk, tiusch verändert, woraus weiter unser Wort **Deutsch** (niederdeutsch: dütsch) entstanden ist. Deutsche Sprache = Sprache des Volkes! So bezeichnet sie ihr Name als Ausdrucksmittel der Volksgemeinschaft, der Diet. Hervorgewachsen aus dem Denken und Fühlen des Volkes, ist sie ein Abbild von dessen Eigenart, und wer sich als lebendiges Glied der Volksgemeinschaft fühlt, der muß auch seine Sprache, die volksmäßige, lieben und für ihre Reinheit und Schönheit eintreten. — Welche Namen aber hatte das Volk? Zunächst gab es noch keine einheitlichen. Hunderte von germanischen Stämmen, die Sachsen, die Friesen, die Chauken, die Cherusker, die Langobarden, die Kelten usw. wohnten nebeneinander, jedes Volk für sich. Als aber ihre Sprachverwandtschaft in der Bezeichnung diutisc ihren Ausdruck gefunden hatte, gewöhnte man sich nach und nach und hier und dort auch daran, die völkische Verwandtschaft mit demselben Wort zu bezeichnen: der völkisch sprechende ist aber der Völkische, der tiusche. Erst später hat die Wohnstätte der Deutschen einen einheitlichen Namen erhalten. Auch der hat sich langsam aus dem Worte diutisc entwickelt. Walther von der Vogelweide singt von allen „tiuschen landen“ und so, als „die deutschen Lande“ oder „das deutsche Land“ hat sich der Name noch lange erhalten. Die Zusammensetzung Deutschland ist zuerst im 15. Jahrhundert aufgetreten und erst im 17. Jahrhundert allgemein üblich geworden.

In diesem Zusammenhang muß erwähnt werden, daß das Wort Deuten ursprünglich diuten „volksmäßig nahe“ heißt. Was klar, verständlich ist und zur Seele des Volkes spricht, das ist deutlich; man könnte das Eigenschaftswort auch wieder mit der Endung isc bilden und diutisc oder deutsch sagen. In der Tat gebrauchte man das Wort deutsch auch im Sinne von deutlich. So sagte noch Luther im 1. Korintherbrief 14, 11: „Der da redet, wird mir undeutsch sein,“ wofür in neueren Bibeln „undeutlich“ eingesetzt ist.

*

So ruft also sein Name schon dem Deutschen zu, volkstümlich, völkisch zu sein! Und doch, wie oft waren Deutsche dem Befehl, der in ihrem Namen liegt, ungehorsam! Ins Ausland verschlagen, gingen Unzählige unserer Volksgenossen in der zweiten oder dritten Generation im fremden Volkstum unter. Im eigenen Vaterlande aber richtete man fremden Kulturen und undeutschem Geist Altäre auf, hielt das Fremde als Bildungsmittel für „bevorzugte Geister“ und gab dem Worte „Volk“ den Begriff des „Gemeinen“, „Geringwertigen“, „Pöbels“. Eigenes, das dem Deutschen verloren ging, hat er in fremder Prägung wieder hereingenommen. Das alles konnte geschehen, weil man vergessen hat, daß allein aus „**Blut und Boden**“ Großes und Gesundes entstehen kann.

Wenn **Hitlers Tat** die „**Deutsche Revolution**“ ist, so nicht zuletzt deshalb, weil er **als erster seit tausend Jahren deutscher Geschichte allem deutschfremden und deutschvergessenen Wesen, diesem alt bösen Feind unseres Volkes, wirklich die Macht genommen hat** und nur alle Lebensbezirke des Deutschen wieder „**diutisc gestaltet, d. h. in volksmäßige Formen bringt. Darum ist Adolf Hitler nicht nur ein Reichskanzler, sondern der Volkskanzler. Und als solcher der erste in der deutschen Geschichte.**

Als die Slawen zum erstenmal mit Deutschen zusammentrafen, erlebten sie ihr völkisches Anderssein am stärksten in dem gegenseitigen sprachlichen Nichtverstehenkönnen. Der Deutsche sprach zu ihnen in einer fremden Zunge, und wenn er sich verständlich machen wollte, geschah es durch Gesten. Wie ein Stummer kam re den Slawen vor. Und darum nannte er auch die Deutschen „Niemcy“, d. h. „**die Stummen**“ (von niemy = stumm).

Die buchstäbliche Bedeutung dieses Wortes ist in unseren Tagen dem Deutschen in Polen, sofern er nicht polnisch sprechen kann, mehr oder minder peinvoll zum Bewußtsein gekommen. Im Verkehr mit den Behörden, während der Eisenbahnfahrt usw. kommt er sich wirklich als ein „Niemiec“, d. h. als ein „Stummer“ vor.

*

Der Name „Niemiec“ will nur Etikett sein, er will in keiner Weise das Wesen der Deutschen anzeigen. Und doch hat heute das polnische „Niemiec“ für so manche Deutsche hierzulande einen inneren tieferen Sinn bekommen. **Es gibt Volksgenossen unter uns, die als Deutsche „stumm“ geworden sind, die eine freie, offene, persönliche Darstellung ihres angestammten Volkstums im Lande des weißen Adlers vermeiden. Ein wesentliches Kennzeichen solcher akut gewordenen Deutschverschwiegenheit ist die Nichtzugehörigkeit zu deutschen Organisationen.** Diese „Deutschen“ wollen durch ihr Fernbleiben vom öffentlichen deutschen Gemeinschaftsleben ihre Loyalität gegenüber dem polnischen Staat zum Ausdruck bringen, moralische Eroberungen bei dem Mehrheitsvolke machen. Daß sie sich nicht am Ende täuschen! Dem aufrechten Polen sind Lauheit, Mantelträgerei, Feigheit, seelisches Akrobatentum genau so verhaßt, wie dem charakterfesten Deutschen. Es ist noch immer so und wird auch so bleiben: „**Stumme bekommen kein Land**“ *) hüben nicht und drüben nicht.

„Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und nicht kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.“

*

Aber auch die „**Lauten**“, die „**Schreier**“ sind unangenehme Volksgenossen. Man kann sie in zwei Gruppen teilen: in die **Prahler** und die **Miesmacher**.

Der **Prahler** protzt mit seinem Deutschtum; die Tugend des völkischen Stolzes verkehrt er in ihr Zerrbild: den **völkischen Dünkel**. Nun wachsen aber falscher Stolz und Dummheit aus einem Holz, und darum merkt solch ein nationaler Dünkelmann nicht, daß volksbewußte Polen und Deutsche, die das Echte lieben, für ihn nur ein mitleidiges Lächeln haben.

*) Altenglisches Sprichwort.

Es bleibt jederzeit den echten Werken eine ganz eigentümliche, still langsame, mächtige Wirkung, und wie durch ein Wunder sieht man sie endlich aus dem Getümmel sich erheben.
Schopenhauer.

Das Gegenstück zum völkischen Prahler ist der völkische **Miesmacher.** Auch er redet mehr oder weniger laut vom Deutschtum, d. h. von seinem höchst persönlichen Deutschtum, das er für vollkommen hält und also zum Maßstab für das Deutschtum der anderen Volksgenossen macht. Dieses ist natürlich nach seiner Meinung „unter aller Kanone". Auf die Führer und Beamten der Volksorganisationen hat es der Miesmacher besonders abgesehen. Sie sind in seinen Augen Verführer und Verdiener („Berufsdeutsche"), Unfähige oder Verkalkte. Der Krakehler nennt auch das Gute gern schlecht, und wenn er Leistungen beim besten Willen nicht leugnen kann, muß er sie doch verkleinern, aber wollüstig vergrößert er Fehler und Mißgriffe. Der Miesmacher verneint immer, ist ewig in Opposition und in jedem Augenblick schußbereit gegen die Mängel und Gebrechen seiner Volksgenossen und seiner Volksgemeinschaft. Unanständig wird er, wenn er seine Kritteleien im Witzeltone vorbringt. Und geradezu widerlich und **gefährlich** ist er dort, wo er Zweifelhaftes hinterbringt oder gar **in Gegenwart von Nichtdeutschen ehrenwerte Volksgenossen und fleißige leistungsstarke Volksorganisationen herunterzieht.** Der Miesmacher wäre zu bedauern, wenn er sich im finstern Kreise ewiger Nörgelei nicht so wohl fühlte. Meckern ist ihm ein Genuß.

Der innerlich starke*) Deutsche ist weder ein „Stummer" noch ein „Schreier". Er ist ein **Bekenner** und ein **Täter.** Im Bekennen ist er keusch, d. h. er sucht nicht nach „passenden" Gelegenheiten, sein Volkstum zu bekennen. Wenn aber das Gebot der Stunde ein Bekenntnis von ihm fordert, ist es nicht Lippenschwur auf irgendein nationales Dogma, auch nicht ein bloßes „Programm", sondern **der begeisterte Ausdruck deutscher Lebenshaltung.** Auf die **deutsche Lebenshaltung,** d. h. auf die **persönliche Verwirklichung der Tatsache „Wieder geborenes Volk"**, kommt es dem echten Deutschen an. Eine Tatsache ist eine Sache der Tat, ist **Leistung.. Deutscher, tue deine Pflicht in Beruf, Familie, Sippe, Volk und Staat, und du bist ein Deutscher!**

Taten sind zwar stumm, aber doch von edler Beredsamkeit, denn sie sind fleischgewordenes Wort.

In diesem Sinne schrieb der Bromberger Dichter Clemens Conrad **für die Deutschen in Polen** diese Verse:

Prahle nicht, daß Du ein Deutscher bist,
Laß es niemand brüsk empfinden,
Nur die **Tat** soll es verkünden,
Wer ein rechter Deutscher ist!

Schweig' und schaff mit fester Hand,
Daran wird man Dich erkennen,
Wird mit Achtung immer nennen
Dich und auch Dein Vaterland.

Willi Damaschke.

*) Das Wort „theudô", mit dem unsere Altvorderen die Stammesgemeinschaft bezeichneten, kommt wahrscheinlich von dem in inodogermanischen teve = **stark sein.**

Da sagen sie: mir geht es so übel, ich leide so schwer. Warte, bald speisest du herrlich vom Tische deiner Leiden — Gott läßt nur das Korn wachsen, nicht das Brot.
Aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts.

Herr Reineke und sein „Landmann"

Es ist bekannt genug, daß Herr Reineke, ein Ansiedler aus Schlehen (Tarnowo) bei Posen, das Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, als einer der ersten den Zwiespalt in unser Deutschtum getragen zu haben. Es ist ebenso bekannt, daß für Herrn Reineke der Ehrgeiz eine sehr entscheidende Triebfeder stets gewesen ist und heute noch ist. Herr Reineke hat sich bemüht, die deutschen Ansiedler unseres Gebietes hinter sich zu bringen, hat den „Verband deutscher Ansiedler" begründet, den er neuerdings der besseren Wirkung wegen in „Verein deutscher Bauern" umgetauft hat, um sich mit Hilfe einer solchen Organisation das Gehör zu verschaffen, das ihm von den ehrlich für unser Deutschtum arbeitenden Stellen mit guten Gründen verweigert wird. Er hat bisher nicht viel Glück damit gehabt, denn die Mehrzahl unserer deutschen Bauern ist zu gesund, um sich von den Rattenfängermelodien dieses Mannes, der den Himmel auf Erden zu versprechen beliebt, einfangen zu lassen. Er hat viele lärmende Versammlungen abgehalten: es gab viel Geschrei und wenig Wolle! Herr Reineke hat sich auch eine eigene Zeitung zugelegt, die er „Landmann" benamst hat und alle acht Tage im Umfang von zwei Seiten erscheinen und in der gleichen Druckerei in Schwetz drucken läßt, wo auch der sogenannte „Deutsche Volksbote" des Lodzer Kultur- und Wirtschaftsbundes allwöchentlich neu geboren wird. Auf Grund der Entstellungen des „Landmanns" sind uns aus unserem Leserkreise Zuschriften zugegangen, die wir nachstehend veröffentlichen.

Herr Reineke hat sich bekanntlich schon vor dem Kriege sehr stark im Deutschen Bauernbund betätigt, nachdem er dort Geltungsmöglichkeiten erblicken zu können geglaubt hatte, und hat sich auch 1911 um ein Reichstagsmandat beworben, allerdings vergeblich. Einen bemerkenswerten Erfolg hat er allerdings erzielen können: seiner Tätigkeit hat es der Deutsche Bauernbund zu verdanken gehabt, daß in Reinekes Heimat Schlehen und den Nachbardörfern fast niemand dieser Organisation beigetreten ist. Ueber diese Zeit schreibt uns Derr Otto Scheske aus Tannenhorst bei Pudewitz, der, heute ein 80jähriger, 46 Jahre lang als Bauer den von seinem Vater ererbten Hof bewirtschaftet hat und Ehrenvorsitzender des Landwirtschaftlichen Vereins Pudewitz-Kostschin ist:

„Es hat mich in letzter Zeit schmerzlich berührt, die Anfeindungen und Verleumdungen in unserer bisher so friedlichen Landwirtschaft erleben zu müssen. Ich meine vor allem die Angriffe gegen die Genossenschaften. Schon im Jahre 1909 wurde von drei Ansiedlern, darunter auch Herrn Reineke, der Versuch gemacht, einen Keil zwischen Groß- und Kleinbesitz zu treiben. Sie spielten gegen den Bund der Landwirte den Deutschen Bauernbund aus, den ausgerechnet der jüdische Geheimrat Jakob Riesser förderte, der Präsident des liberalen, landwirtschaftsfeindlichen Hansabundes. — Im Sommer 1909 war eine große Versammlung des Bauernbundes nach Gnesen einberufen worden, an der auch ich teilgenommen habe. Ich ergriff dort das Wort und sagte: mir käme die Fürsorge des Herrn Geheimrats Jakob Riesser für die Bauern so vor wie die Hege des Wildes durch einen leidenschaftlichen Jäger, der das Wild bei großer Not füttert, es aber gleich dabei abschießt. Am Weiterreden wurde ich durch das Geschrei der Freunde des Herrn Riesser gehindert. Ich habe aber viele Zustimmungsschreiben erhalten, und ich glaube, daß mein damaliger Vergleich auch heute noch für Herrn Reineke gilt."

•

Richtigstellung!

In Nr. 9 des Blattes „Der Landmann" vom 3. 6. 1934 schreibt Herr Reineke unter „Aufruf der Herren Dr. Swart und v. Witzleben", daß er der früheren „Deutschen Drescherei-Genossenschaft Tarnowo", um des Friedens willen (!) einen Dreschsatz gegen Uebernahme von zirka 12 000 Złoty Schulden bei der Bank und sonstigen Gläubigern abgekauft und nachweislich bei dem Geschäft 2000 Złoty verloren habe.

Zur Richtigstellung erklären wir folgendes: Im Jahre 1924 wurden an dem Dreschsatz, bestehend aus Lanz-Lokomobile nebst Licht ausgemacht wurde, bat es wieder dringend: „Hoppel-Dreschkasten und Strohpresse bei der L. W. G. Posen, Maschinenabteilung, Instandsetzungen in Höhe von 3953 alten Goldzłoty ausgeführt. Im Juli 1926 kaufte Herr Reineke den Dreschsatz für unsere sämtliche Schulden und Forderungen. Zu der Bankschuld von 11 500 Złoty kamen noch zirka 150 Złoty Rückzahlungen für Anteile an die damaligen Genossen und einige kleinere Rechnungen, so daß die Summe der Schulden zirka 12 000 Złoty betrug. — Aber nun vergißt Herr Reineke hinzuzufügen, daß er auch die Forderungen der Genossenschaft übernommen hat, und zwar in folgender Höhe:

Ausstehende Forderungen für Dreschlöhne	1854,01 zł
Geschäftsanteile bei der Landesgen.-Bank	903,60 zł
Zinsen hierfür	36,15 zł
Summa	2793,76 zł

Außerdem beanspruchte Herr Reineke aber noch die der Genossenschaft gehörige Reichsanleiheablösungsschuld in Höhe von 175 R.-M., die jetzt einen Auslosungswert von rd. 2500 Złoty hat! Demgegenüber muß festgestellt werden, daß zur Zeit des Verkaufs ein Dreschsatz von gleicher Güte gebraucht 15 000 Złoty gekostet hat, was von fachmännischer Seite bestätigt wird, und ein neuer 40 000 Złoty. Herr Reineke, der jetzt mit edler Duldermiene den Betrogenen spielen möchte, hat also ohne Berücksichtigung der von ihm zu Unrecht beanspruchten Reichsanleiheablösungsschuld den Dreschsatz für einen Bruchteil des damaligen tatsächlichen Wertes erworben, zumal sein Sohn, für den Reineke den Dreschsatz gekauft hatte, die Strohpresse nicht gebrauchen konnte, diese an die hiesige „Drescherei-Genossenschaft Rumianek" für rund 3000 Złoty verkaufte, so daß ihn der gut durchreparierte Dreschkasten nebst Lokomobile rund 4400 Złoty gekostet hat! Herr Reineke behauptet, er habe bei dem Geschäft 2000 Złoty verloren, weil er 900 Ztr. Roggen zu je 12,76 Złoty habe verkaufen müssen, wofür er später 20 bis 25 Złoty hätte erzielen können. Wir stellen fest, daß Herr Reineke den Dreschsatz für Złoty gekauft hat und nicht für Roggen.

Bis Februar 1930 war Herr Reineke Vorsitzender der „Deutschen Dreschereigenossenschaft", welche im August 1927 eine Reinigungsanlage kaufte und seitdem „Saatreinigungs-Genossenschaft" heißt. Da Herr Reineke diese Genossenschaften fast 30 Jahre geführt hat, war er bestimmt genau über Schulden und Guthaben der Genossenschaft unterrichtet und wußte, daß er ein gutes Geschäft mit dem Kauf der Maschine machte. Hätte Herr Reineke seinerzeit die Genossen genau über die Höhe der Forderungen aufgeklärt, wäre es wohl kaum zu dem Verkauf der Maschine an ihn gekommen.

Zum Punkt Brennerei und Trocknerei Tarnowo erklären wir als damalige und auch noch jetzige Aufsichtsratsmitglieder der vereinigten Genossenschaften, der jetzigen „Betriebsgenossenschaft" folgendes: Herr Reineke war bis Juni 1930 Vorsitzender der Brennerei und Trocknerei, hat die Betriebe zwar schuldenfrei übergeben, vergißt aber auch hier wieder etwas Wesentliches, was man nicht nur seinem Alter zuschreiben kann, nämlich daß der Betrieb der Brennerei schon damals stillgelegt war und er selbst alle Maschinen und Einrichtungsgegenstände der Brennerei verkauft hatte, wodurch die vorher bestehenden Schulden gedeckt worden waren. An der Stillegung des Betriebes war nicht Herr Dr. Swart schuld, sondern die Schwierigkeiten der Spiritusverordnung und wir Genossen selbst, da wir bei der schwierigen und unrentablen Spiritusverwertung unsere beschränkten Kartoffelvorräte lieber zur damals rentablen Vieh- und Schweinemast verwerten wollten.

Die schlechte finanzielle Lage der Tarnowoer Betriebsgenossenschaften ist auch nicht Schuld des Herrn Dr. Swart, sondern zum größten Teil die Schuld der Uneinigkeit unter den Genossen selbst, die seit Bestehen der hiesigen Betriebe geradezu abschreckend war. Herr Reineke liefert z. B. seine gesamte Milch seit Jahren an unsern Konkurrenten, obwohl er auch heute noch

Kleiner schwarze Hund, sehr böse

Von Hans Fallada.

Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Thomas. Dem hatten seine Großeltern zu seinem ersten Geburtstag einen kleinen Hund aus schwarzem Plüsch geschenkt, mit Hängeohren und frechen braunen Augen, eine Art Dackeltier, aber auf Rädern. Und da die Achsen dieser Räder nicht in ihren Mittelpunkten saßen, sondern etwas seitlich, hoppelte und wogte das schwarze Stoffgeschöpf auf und nieder, als haste es wild und über alle Kräfte imaginären Hasen nach. Darum taufte der Vater den Hund „Hoppelpoppel", und als Thomas etwas älter war und sprechen konnte, akzeptierte auch er diesen Namen. Er liebte den Hund sehr, er mußte immer mit ihm schlafen, er wachte darüber, daß die Eltern nicht nur ihrem Sohn, sondern auch dem Hoppelpoppel „Gute Nacht" sagten — es war eben eine richtige Liebe.

Nun geschah es, daß Thomas' Eltern an einen neuen Wohnort verzogen, weit, weit weg. Der kleine Thomas blieb während der Umzugstage bei der guten Tante „Kunjä" und mit ihm natürlich Hoppelpoppel — wie hätte Tom sonst schlafen können? Nach einer Weile war es dann so weit: Tante Kunjä fuhr mit Tom und dem Hund zu dem neuen Häuschen. Auf dem Bahnhof erwartete sie der Vater, und der kleine Tom war so selig und verlegen über das Wiedersehen, daß er schnurstracks seinen Kopf durch des Vaters Beine steckte, und so den abfahrenden Zug betrachtete. Dann gingen die drei Hand in Hand durch den Wald zur Mummi ins neue Häuserchen und hier war dann der Moment, daß Tante Kunjä angedonnert stehen blieb: „Oh Gott, nun habe ich doch den Hoppelpoppel in der Bahn liegen lassen!"

Der Vater machte rasch eine Kopfbewegung und sagte: „Reden wir nicht davon. Hier werden so viele neue Eindrücke sein, er wird ihn einfach vergessen." Der Sohn sagte noch nichts, er marschierte stramm auf seinen Beinchen zwischen den beiden Großen. Hier waren herrliche Bäume und Pieksenadeln, dann kam ein Zwinger mit einem Hund, dann stand die Mummi unten auf der Treppe und hielt die Arme weit auf, und dann war ein langes Wasser, und nun kam ein Dampfer um die Waldecke und ein Kahn, zwei Kähne, viele Kähne ....

Am Abend mußte der kleine Junge ins Bett, er war müde und selig und aufgeregt, aber als ihn die Mutter über die Bettleiter hob, sagte er „Hoppelpoppel!" Der Vater antwortete ernst: „Hoppelpoppel fährt noch mit der Puffbahn, Thomas, Hoppelpopel kommt morgen." — Das Kind sah seine Eltern an, erst sagte es nichts, dann, als das poppel!" „Thomas muß jetzt schlafen," sagte die Mutter streng und schloß die Türe von außen. Die Eltern standen atemlos und lauschten: nein, kein Gebrüll, kein Weinen, Stille. „Er wird sich beruhigen," sagte Mummi. „Aber besser ist, du gehst morgen doch zur Bahn und machst eine Verlustanzeige." — „Schön," sagte der Mann, „obgleich es keinen Zweck hat. Denn der Zug fährt weiter nach Polen, und da werden wir wohl keinen Hoppelpoppel zurückbekommen!"

Am nächsten Morgen machte der Vater seine Verlustanzeige, dann kam der Nachmittagsschlaf ... aber nein, es kam kein Nachmittagsschlaf. „Hoppelpoppel!" — „Hoppelpoppel kommt bald." — „Nun! Gleich!" — „Thomas muß schlafen." Gebrüll, Wut, aber kein Schlaf und am Abend dasselbe. Und das neue Häuserchen und das viele Wasser und der Garten und der Hund und die Dampfer, alles nicht — Hoppelpoppel! Hoppelpoppel, ein alberner schwarzer Stoffhund, war eine finstere Wolke am Himmel, nach drei Tagen überhing sie alles.

„Also morgen fahre ich nach Berlin und kaufe einen neuen Hoppelpoppel," erklärte der Vater der Mummi. „Vielleicht kriegst du ihn gar nicht?" — „Soll das bitte hier so weiter gehen?" Der Vater also fuhr und fand schließlich auch seinen Stoffhund, er fand genau den Hoppelpoppel. Er war lange herumgelaufen, er hatte viel Fahrgeld ausgegeben, aber: „Gottlob, heute nacht wird Tom endlich wieder ruhig schlafen!"

Er war so glücklich über seinen Hund, er hätte am liebsten aller Welt Gutes getan. Da war im Abteil ein Kind, es war ein ganz anderes Kind wie der Thomas, ein dunkles, blasses Kind, es war ein meckriges Kind, es war ein schmieriges störendes Kind,, aber es war ein Kind ... Es saßen noch zwei Herren im Abteil, das hielt den Vater nicht ab, er machte Kuckuck mit dem Kind, er lenkte es ab, aber es half nichts es blieb ein schwieriges Kind. Der Vater nahm aus dem Netz das kleine, braune Packet, das Kind sah zu, er schnürte langsam das Packet auf, das Kind sah genau hin ... „Was da wohl drin ist?" — Er faltete das Papier auf, ließ ein bißchen sehen, mehr ... „Hoppelpoppel", sagte der Vater ernst. „Wauwau", antwortete das Kind selig.

Es wurde nun doch eine sehr gute Bahnfahrt, siehe, der dicke, brummige Herr in der Ecke war ein rechter Großvater, er zog den Hoppepoppel am Strick auf der leeren Bank zu sich hin, Hoppelpoppel hoppelte, der Vater zog ihn am Schwanz zurück, das Kind jauchzte. Manchmal ging eine kleine Sorgenfalte über des Vaters Herz. „Wie weit fahren Sie?", fragte er die Mutter des Kindes. „Bis Neu-Bentschen. Und Sie?" — „Oh, ich muß viel früher raus. Ihr Junge wird den Hund ja bis dahin überhaben." — „Das weiß ich nicht," sagte die Frau, „wenn er was liebt, dann liebt er es auch richtig." — „Na ja, eine eWile fahre ich ja noch," sagte der Vater nachdenklich und ließ Hoppelpoppel bellen.

Der Vater kramte sein Papier vor, den Bindfaden. „Nun paß auf, jetzt geht Hoppelpoppel schlafen." Das Kind sah aufmerksam zu, als der Hund im Papier verschwand, fing es an zu weinen. „Hoppäpoppä," sagte es klagend. Alle redeten auf das Kind ein, das Kind weinte stärker, der Vater sagte: „Ich brauche ihn ja schließlich nicht eingepackt mitzunehmen, er kann ihn ja noch den Augenblick halten ..." Das Kind nahm den Hoppelpoppel in den Arm, es lächelte, es lächelte, lieber Himmel! es war doch ein sehr ähnliches Kind ...

Der Zug fuhr langsamer, der Zug hielt. „Nun gib dem Onkel den Hoppelpoppel." Das Kind hielt den Hund fest. „Gibst du —!" „Aussteigen!" — „Du sollst den Hund loslassen!" — „Gib doch den Wauwau, bitte, bitte, ich habe auch einen kleinen Jungen ..." „Sie wollen noch raus? Bitte beeilen!"

Alles ging durcheinander, das Kind weinte schmerzlich, der Schaffner schimpfte, eine Hand (es war die Hand der Mutter) riß an der klammernden Kinderhand, das Weinen wurde lauter, der Vater stand draußen mit seinem Hoppelpoppel, er dachte verwirrt: „Wenn er was liebt, dann liebt er es auch richtig ..." Der Zug fuhr an, der Vater riß die Tür wiedr auf, warf den Hund hinein, der Zug fuhr schneller, am Abteilfenster waren Mutter und Kind zu sehen, das Kind hielt den Hoppelpoppel.

Der Mann ging langsam durch den dunklen Wald nach Haus, er hatte es nicht eilig. Wenn er zu Hause sein würde, würde sein Junge grade ins Bett gebracht, er würde betteln: „Hoppelpoppel!" Der Mann bereute nicht, der Mann schalt sich nicht, er war nur traurig, es war irgend etwas nicht in Ordnung auf dieser Welt, irgend etwas stimmte nicht ... Dem einen geben, daß der andere weint?

Der Mann schloß die Tür auf, oben krähte der Junge. Der Mann ging langsam und leise die Treppe hinauf, er hängte leise den Mantel fort, er zog seine Hausschuhe an ... schließlich mußte er doch die Tür aufmachen.

Da saß sein kleiner Sohn am Tischchen vor seinem Haferbrei, da stand der Hoppelpoppel! Der Hoppelpoppel mit einem langem, langen Zettel aus dem Hals. „Sieh nur, Mann," sagte die Mummi. Auf dem Zettel standen viele bahnamtliche Vermerke, aber da stand auch: „Zbąszyn (Bentschen). Kleine, schwarze Hund, sehr böse, beißt ...

„Kleine, schwarze Hund, sehr böse ..." sagte der Vater langsam. Komisch: plötzlich war die Welt wieder in Ordnung.

Einen Wahnsinnigen zu sehen oder einen Menschen, der mit Scharfsinn und Verstand das Absurde zu beweisen sucht: ich weiß nicht- was einen schauerlicheren Eindruck macht!

Hebbel.

Genosse ist, und durch sein ungenossenschaftliches Verhalten sind noch mehrere Genossen und Mitläufer Reinekes zu unserer Konkurrenz übergegangen. Herr Reineke liefert seine Milch nach Posen, 1. weil er angeblich das Milchgeld jeden Sonnabend zum Auszahlen der Leute braucht, was er bei etwas gutem Willen in der Molkerei auch haben könnte, und 2. weil er keine Generalvollmacht zur Anstellung des Verwalters in der hiesigen Molkerei bekommen hat. (Persönliche Aeußerungen des Herrn Reineke.)

Ist dieses alles Gemeinnutz? Oder ist das krasser Eigennutz? nutz?

Der Vorstand der Saatreinigungsgenossenschaft
(früher Deutsche Dreschereigenossenschaft)
Tarnowo (Schlehen), Kreis Posen.

In eigener Sache!

Eine weitere Zuschrift

Auf meine im „Landwirtschaftlichen Zentralwochenblatt“ ausgesprochene Meinung über die unter der deutschen Bevölkerung Polens entfesselte Uneinigkeit, erlaubt sich ein gewisser Jemand in Nr. 11 des „Landmanns“, dem Mitteilungsblatt des Vereins deutscher Bauern, rüpelhafte Aeußerungen über meine Person zu machen. Ich bezeichne diese als den Höhepunkt der Rüpelhaftigkeit. Der Verfasser bezeichnet meine im öffentlichen Leben sowohl wie auch in der Familie geleistete Arbeit als eine ganz verfehlte.

Die von mir im öffentlichen Leben sowie auch in der Familie geleisteten Arbeiten sprechen für sich selbst und bedürfen des Lobes eines Dritten nicht. Alle von der betreffenden Schreiberseele in dem Schmähartikel aufgeführten Beispiele, in denen er meine Unfähigkeit nachweisen will, richten sich selbst. Das von ihm von der Rybnoer Molkerei angeführte Beispiel, bei dem ich die Molkerei bei der Zeichnung von Anteilen bei der Zentralgenossenschaft Posen bis über die Ohren hineingelegt haben soll, bezeichne ich als eine Lüge. Die Molkerei hat bei der Zentralgeossenschaft einen Anteil gezeichnet, also 1000 zł. Hierzu war die Einwilligung der Organe der Genossenschaft nötig und hing nicht von meinem Willen ab.

In seinen Ausführungen zeigt der Artikelschreiber, daß er kein blasse Ahnung von dem Wesen einer Genossenschaft hat. Den Nachweis, wo ich Kriegsanleihe verschenkt haben soll, mög er mir erbringen. Dann fragt mich der kluge Mann: „Was haben Sie für Ihre Familie erobert?“ Hierauf erteile ich die Antwort, daß meine sämtlichen Kinder in geordneten Verhältnissen leben. Ist die gestellte Frage eine nicht ganz unverschämte? Was berechtigt den gewissen Jemand zur Erwähnung meiner Familie in dem Artikel?

Zur Erlangung der Volksgemeinschaft unter der deutschen Bevölkerung Polens gehören andere Mittel als die jetzt angewandten. Dazu gehört geschlossene Einigkeit und nicht die beklagenswerte Uneinigkeit! Eigeninteressen müssen hinter die Gesamtinteressen gestellt werden, wie es Wille des Nationalsozialismus ist. Dieser Geist muß einen jeden, der sich zur Volksgemeinschaft bekennt, innewohnen. Er kann aber hier nicht in gleicher Weise wie in Deutschland zum Ausdruck gebracht werden.

Für die bestehenden mehr als traurigen Verhältnisse in unserem Deutschtum kann man aber doch, wie ich schon im „Landwirtschaftlichen Zentralwochenblatt“ erwähnt habe, nicht die leitenden Personen verantwortlich machen. Die eingetretenen Verhältnisse nach Beendigung des Weltkrieges waren derartige, daß es aller Anstrengung bedurfte, um die noch vorhandenen genossenschaftlichen Betriebe am Leben zu erhalten. Gemachte Fehler müssen entschuldigt werden, da kein Mensch unfehlbar ist. Der Jugend gehört die Zukunft, aber sie muß auch erst zu tüchtigen Menschen erzogen werden, und dies ist Pflicht der Alten. Die Jugend muß sich aber auch erziehen lassen, sie darf nicht den Gehorsam verweigern. Wer später befehlen will, muß Gehorchen gelernt haben. Die Jugend soll, wie es das Christentum lehrt, das Alter ehren, und daher habe ich die Jugend bei ihrem öffentlichen Auftreten zur Besonnenheit ermahnt. Diese eine Antwort auf die Anrempelung im „Land-
mahnt. Diese meine Antwort auf die Anrempelung im „Land-
nicht. Auf einen groben Klotz gehört aber ein grober Keil.

(—) Goebel,
Rybno, Kreis Gnesen.

Der Bauer

Ein zeitgemäßer Aufsatz, der vor 15 Jahren geschrieben ist

Der nachstehend abgedruckte Aufsatz ist unmittelbar unter den Eindrücken der Novembermeuterei von 1918 geschrieben worden und stammt aus der Feder des früheren Verbandsdirektors des Verbandes deutscher Genossenschaften in Polen, Dr. Wegener, dessen große Verdienste um den Aufbau des deutschen Genossenschaftswesens in unserer Provinz allgemein bekannt sind und des nachträglichen Lobes nicht mehr bedürfen. Der Aufsatz ist in den Folgen 12 und 13, Jahrgang 1919, des „Posener Raiffeisenboten“, des Vorgängers unseres „Landwirtschaftlichen Zentralwochenblattes“, abgedruckt worden. Wenn wir ihn heute wieder hervorholen, so deshalb, um unseren Zeitgenossen zu zeigen, daß es nicht der Phrasendrescher in Volksversammlungen, die Steine statt Brot reichen, bedurft hat, um den Bauern und seinen Wert zu „entdecken“. Erschöpfender läßt sich auch heute die Bedeutung des Bauernstandes nicht darstellen, als es damals durch Dr. Wegener geschehen ist, in einer Zeit, wo die Bodenständigkeit des Bauern verlacht und verhöhnt wurde, wo das ganze deutsche Volk vom Krampf der Tollheit erfaßt zu sein schien und sich in wilden Flagellantentänzen um seinen eigenen Abgrund drehte. Die Männer aber, die sich auch damals nicht durch den Ungeist einer aus den Fugen geratenen Zeit beirren ließen, sondern entschlossen am Wiederaufbau unseres zerschlagenen Deutschtums und seiner wirtschaftlichen Organisationen arbeiteten, werden von jetzt von denen, die damals selbst mittanzten im tollen Wirbel oder bestenfalls die Köpfe in den Sand gesteckt haben, „Bonzen“ und „Volksschädlinge“ genannt. Ihr Werk aber spricht für sie und für sich!

Die Schriftleitung.

Bauer klingt voll, eigenwillig, unabhängig. Stolz kann jeder sein, der sich so nennen darf. Aber leider werden durch den Einfluß städtischer Bildung andere Bezeichnungen bevorzugt, wie Landwirt, Gutsbesitzer, Kolonist, Ansiedler oder gar Oekonom. Landwirt bezeichnet nur die Tätigkeit, Gutsbesitzer nur, daß man was hat, Kolonist eigentlich nur einen geschichtlichen Vorgang, der längst überholt ist, ebenso Ansiedler. Ganz schrecklich ist das Fremdwort Oekonom; dabei kann man sich gar nichts Brauchbares vorstellen. Bauer aber umfaßt alles, den Landwirt, den Besitzer, den unabhängigen, sich seiner selbstbewußten Manne.

Dementsprechend verbindet sich mit dem Wort Bauer ein Mann von ganz bestimmten Eigenschaften, die der Umgang mit Menschen und Vieh und seine Tätigkeit auf der Scholle hervorgezüchtet hat. Sage mir, mit wem du umgehst und ich will dir sagen, wer du bist, gilt auch hier. Kein anderer Beruf ist mehr mit der Natur verwachsen als der des Bauern und des Forstmannes. Sie lernen den Segen der Sonne und des Regens schätzen. Ihnen allein wird die Wucht und die Schönheit eines Gewitters erkennbar. Sie stimmt der glänzende Sternenhimmel so manchen Abend zur beschaulichen Andacht. Ihnen bringt der Wechsel der Jahreszeiten neue Aufgaben, Sorgen und Freuden. Wie ganz anders der Großstädter. Völlig losgelöst ist er von der Natur. Er ist von Steinmauern umschlossen und hat über sich einen Himmel, der vom Rauch oft so aussieht wie das Pflaster, auf dem er läuft. Die Sonne empfindet er im Sommer in seiner Mietskaserne drückend, im Winter sieht er sie kaum durch den Nebel hindurch. An Jahreszeiten unterscheidet er eigentlich nur noch Winter und Sommer. Die Großartigkeit eines Gewitters und die Schönheiten des Sternenhimmels versteht er nicht mehr zu sehen. Vor dem Gewitter flüchtet er in die nächsten Hauseingänge, und den Glanz der Sterne sieht er bei seiner Straßenbeleuchtung und den hohen Häusermauern nicht mehr. Die Natur ist für die Großstädter ein- und ausdruckslos geworden.

Wenn man ihn aber hört, so findet er das Landleben langweilig und eintönig und er befürchtet, daß der bäuerliche Beruf seinen Geist einschläfern und einfältig machen oder, wie er in seiner Unkenntnis sagt, daß er verbauern würde. Und dabei heißt es doch, daß es leichter ist, aus einem Bauern einen guten Beamten, als aus einem Beamten einen tüchtigen Bauern zu machen. Denn der Beruf des Bauern ist schwerer und vielseitiger als der des Großstädters. Mannigfaltig ist bei diesem nur die Unruhe der Straße und die Auswahl platter Vergnügungen. Sein Dasein aber leiert er in einer alltäglichen öden Tretmühle ab, oder es wird ihm immer dieselbe Geige gezeigt. Seine Hast sucht er zu betäuben durch helles Bier, das er abends in sein Tintendasein hineingießt (sehr viele Städter arbeiten mit Tinte), und seine Leere deckt er zu mit den allerneuesten Zeitungen. Deren Inhalt vergißt er schneller, als er sie liest, aber er läßt seinen Sinn von ihnen hin- und herwehen. Er ist von der Scholle losgelöst und namenlos in der Menge ein zappeliges, wurzelloses Wesen ohne dauernde Erinnerung an Heimat und Sippe geworden, das nur noch als Massenerscheinung wirken kann. Massen kennen die Heimat nicht, die Frieden bedeutet, und die Höfe der Großstädter geben den spielenden Kindern keine süße Jugenderinnerung, weil sie überall gleich sind, nämlich sonnenlos.

Wie ganz anders ist der Beruf des Bauern! An Vielseitigkeit übertrifft ihn keiner. Schon mit der Tageszeit ändert sich die Tätigkeit des Landmannes. Da heißt es, das Vieh füttern und warten, dann im Hause, Hofe und Garten nach dem Rechten sehen. Auf den Feldern wird mit den verschiedenartigsten Werkzeugen und Maschinen gearbeitet. Welch ein Unterschied zwischen Säen und Ernten! Gibt es ein schöneres Bild, als einen Bauern die rauchende gare Erde zur Saat pflügen zu sehen? Wie er lautlos dahinschreitet, die Pferde nach vorwärts drängen und hinterher die Hühner, Krähen und andere Vögel nach Ungeziefer suchen. Oder wenn er wuchtig mit seiner Sense das Korn mäht und in gemeinsamer Arbeit mit Frau und Kind die Ernte birgt? Er ist einer der wenigen Glücklichen, die in der Zeit der Arbeitsteilung ihr Werk und ihre Erfolge übersehen.

Freilich, schwer ist der Beruf des Bauern. Zu jeder Tageszeit, in jedem Wetter gibt es zu tun. Doch der Aufenthalt in der frischen Luft stählt seinen Körper und erhält ihn gesund. Ein Kenner der Bauern wurde einmal gefragt, warum die Bauern ihre Stuben so schlecht oder gar nicht lüften, wo sie doch an so gute Luft bei ihrer Arbeit gewöhnt seien. Er antwortete darauf: „Weil sie sonst überhaupt nicht sterben würden.“ In keinem anderen Berufe wird der Körper so vielseitig beschäftigt und ausgebildet. Die Beobachtungsgabe des Landmannes ist weit schärfer als die des Städters. Durch den Kampf mit Dornen und Disteln und die immer wiederkehrende Bearbeitung des Bodens lernt der Bauer Fleiß und Ausdauer. Durch das Umgehen mit dem Vieh erkennt er die Vorteile, wenn er auf Ordnung und Treue im geringsten hält. Sein nahes Verhältnis zur Natur, die ihm zeigt, daß sein Wirken ohne Sonne und Regen zwecklos ist, bewahrt ihn vor Gottlosigkeit. Ihm bleibt die Natur Natürlichkeit der Lebensweise und der Weltbetrachtung, die einen treffenden Ausdruck in den Worten findet: „Laßt die Narren Freiheit singen, — Düngen heißt's vor allen Dingen.“

Der Bauer tut jetzt weiter seine Arbeit, wo Bergmann, Matrose und Fabrikarbeiter vor lauter Streiken alles verderben. Er ist eben mehr als diese mit seinem Beruf verwachsen und bleibt sich seiner Verantwortung bewußt. In Bauten und Bäumen des Hofes sprechen Eltern und Großeltern zu ihm. Er fühlt sich als Glied einer Kette und bringt dieses Bewußtsein auch seinen Kindern bei. Er weiß, seine Nachkommen werden seinen Namen adeln, und sein Ehrgeiz ist, daß seine Enkel von ihm sagen, er war ein braver Mann. Seine Scholle ist seine Arbeitsstätte, die ihm kein Kurszettel, kein Unglück völlig entwerten kann. Mit ihm in Arbeit verbunden ist seine Frau, sein Kamerad, sie fühlt nicht nur, sie arbeitet mit ihm, wie es in keinem städtischen Beruf zu finden ist. Ebenso kommt ein so enges Zusammenleben zwischen Arbeitgeber und Knecht nirgends mehr vor. Das Gesinde lernt hier leicht erkennen, daß die Wirtschaft nur vorwärts geht, wenn der Bauer selbst den Pflug führt. Und auch das Band zwischen Eltern und Kindern ist nirgends so vielseitig wie auf dem Lande. Hier sind Kinder noch ein Gottessegen, nicht wie in der Mietskaserne im fünften Stock eine Last und eine Not.

Die Aehnlichkeit der Berufe in einem Dorfe bringt eine ganz andere Nachbarschaft zustande als in der Stadt. Hier weiß man kaum, wer in demselben Hause wohnt und kümmert sich nicht darum. Ist irgendwo Not, dann wird nach der Polizei oder der Feuerwehr gerufen. Eine freundnachbarliche Hilfe trifft selten ein. Nirgends kann man sich einsamer und verlassener vorkommen als auf einer Straße in der Großstadt.

Das kann einem im Dorfe nicht begegnen. Man wächst hier auf unter den Augen der Nachbarn, und es wächst mit einem das Verantwortlichkeitsgefühl, das man seiner Umgebung gegenüber haben muß. Auf dem Pflaster der Großstadt verkümmert es, und mancher glaubt dann, ungebunden und frei zu sein. Weil die Erziehung zum Verantwortungsgefühl in den Großstädten fehlt, sind aus ihnen nur wenig bedeutende Führer für das Volk hervorgegangen. Fast alle unsere großen Männer stammen vom platten Lande oder aus Landstädtchen. Hier in der einfachen, schlichten, kernigen Umgebung, wo es noch Nachbartreue ohne viele Worte gibt, wuchs den Tatmenschen ihre Kraft zu. Wieviel Bauern tragen Charakterköpfe; wie wenige merkt man davon bei den Städtern, deren Schädel alle durch denselben Trieur gerollt zu sein scheinen! Bei wahrer Nachbarschaft kommen auch Neid und Mißtrauen nicht hoch, die sonst oft als Krankheit in einem Dorfe wuchern. Ist in einer Gemeinde rechte wortlose Nachbarschaft und Nachbarhilfe, dann ist das ganze Dorf eine Nachbarschaft und hält wie Stahl zusammen. Da sind Aufopferung und Hingabe zu finden, die von altersher Ruhmestitel der Bauern sind. In solchen Gemeinden gedeihen auch die Genossenschaften am besten, welche die Heilmittel für die Bauern gegen Not und Elend sind. In ihnen zu leiten und zu führen, findet mancher Bauer die Befriedigung seines Tatendranges.

Nur von den wurzelfesten Bauern kann die Gesundung eines kranken Volkes erwartet werden. Ein kriegsmüdes und zerschlagenes Volk kann nicht durch Bolschewisten oder Spartakisten geheilt werden. Ist erst jeglicher Besitz durch sie geteilt und zertrümmert, so verschwindet der Eigennutz des einzelnen, das persönliche Vorwärtsstreben und der Wagemut. Es läßt sich durch Mehrheitsabstimmung eine Mißwirtschaft nicht billigen, selbst wenn sie eine Folge der Abstimmung ist. Genau so wie im Kriege der einzelne und nicht eine Vertretung die Verantwortung und Führung haben muß, genau so ist es in der Landwirtschaft. Es kann nicht jeden Tag vom Gesinde beschlossen werden, welche Arbeit getan werden muß, denn jede Abstimmung von einer Mehrheit bedeutet Zeitverschleppung und Zeitvergeudung. Bei einer Fabrik, bei einem kaufmännischen Geschäft kann verlorene Zeit vielleicht wieder eingeholt werden, aber niemals bei einem landwirtschaftlichen Betriebe, weil Sonne und Regen nicht warten, sie laufen weg und damit die gerade für das Feld passende Arbeitsgelegenheit.

Es ist der Bauer auch durch den rohesten Bolschewismus nicht auszurotten, er wird bleiben, wie er in der Geschichte immer gewesen ist, der Grundstock eines jeden gesunden Volkes. Deshalb soll der Bauer auch stolz sein auf seinen Titel, seinen Beruf hochhalten und ihn nie verlassen.

Bauer werden ist nicht schwer,
Bauer bleiben seine Ehr'! —

W.

(Aus: „Posener Raiffeisenbote“, Nr. 12 u. 13, 1919.)

Das deutsche Volk

Der erste Satz unseres Bekenntnisses gilt dem deutschen Volk, dem wir durch unser Blut, unsere Erziehung und mit freiem Willen angehören. Was ist es denn, was uns an unser deutsches Volkstum bindet? Sind es äußere Schätze, äußere Vorteile, ist es etwa ein äußeres Wohl-
leben oder aber ein Trägheitsgesetz, das, ohne das Bewußt-
sein des in langer Geschlechterreihe Ueberlieferten, uns in den bisher gewohnten Bahnen treiben läßt, willenlos und schwach, jederzeit bereit, sich von einem stärkeren Willen in eine andere Bahn ablenken zu lassen? Nein, in diesen äußeren, materiellen Dingen liegen nicht die Bindungen an ein Volk.

Der Marxismus lehrte, daß alles gleich sei, was Menschenantlitz trägt. Er verneinte die Unterschiede der Rassen, die die Natur selbst errichtet hat, und leugnete damit auch das Volkstum als einen notwendigen Bestandteil unserer Weltordnung. Völkisches Bewußtsein, nationales Empfinden wurde von der marxistischen Lehre als etwas Rückständiges, als etwas zu Ueberwindendes abgetan, an dessen Stelle jener große Brei der „Menschheit“ treten müsse. Diese märchenhafte „Menschheit“ wurde als der Gipfel des sogenannten „Fortschritts“ gepriesen, und diesem Trugbilde eiferten gerade unter den Deutschen viele nach. Selbst ein Mann, der dazu berufen war, die völkischen Belange des Deutschen Reiches wahrzunehmen, der inzwischen verstorbene deutsche Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, sagte in seiner Kaisergeburtstagsrede 1914, wir müßten unser Deutschtum überwinden und dadurch zur „Menschheit“ emporgelangen! Der Weltkrieg zeigte, was dies Hirngespinst „Menschheit“ wert war.

Im Gegensatz zu den Lehren der Menschheitsidee ist das Volkstum ein organischer Bestandteil der Weltordnung. Rein materiell sind die Völker geschaffen durch die Ver-
schiedenheit der Rasse, die ja äußerlich an den Menschen der verschiedenen Völker schon sichtbar zum Ausdruck kommt. Aus der Verschiedenheit der Rassen ergibt sich die Verschiedenheit des Blutes und der geistigen Wesensart der Völker.

Volk ist eine organische Einheit. Das deutsche Volk entstand aus der Mannigfaltigkeit der organisch zusammen-
gewachsenen Stämme, die Stämme ruhen auf den Sippen, die Sippen auf den Familien, und die Familien wieder fassen die einzelnen Menschen in sich zusammen. Zwischen den einzelnen Gebilden besteht ein fortwährender Blutaus-
tausch, in jedem einzelnen Gliede eines Volkes sind innere und äußere Verwandtschaften vorhanden, und daraus er-
wächst die Gemeinsamkeit des Fühlens und Denkens inner-
halb einer und derselben Volksgemeinschaft.

Es ist das Geheimnis des Blutes, das Deutsche zu Deutschen ruft und ihnen das Bewußtsein der Zusammen-
gehörigkeit gibt. Weil unser Volk organisch zusammen-
gefügt ist, liegt in seiner Verbundenheit das Geheimnis des inneren Mssens. Jedes Mitglied dieser Volksgemein-
schaft geht durch seine Zugehörigkeit Bindungen ein, die es nicht wie einen Mietsvertrag lösen kann, wenn nicht das Gefüge des Ganzen in Gefahr geraten soll. Diese Bin-
dungen verlangen vom einzelnen das Gefühl seiner Ver-
antwortlichkeit sich selbst und jedem Volksgenossen gegen-
über.

Md.

Der Mensch liebt es, an sich zu experimentieren, anstatt sich ruhig zu entwickeln. Es kann zu etwas führen, ist aber sehr riskant. **Hebbel.**

Versammlungen im Kreise Wirsitz

Die Jungdeutsche Partei hielt am Sonnabend, dem 23. d. Mts., in Netzthal (Osiek), Wissek (Wysoka) und Friedheim (Miasteczko) gleich drei Versammlungen an einem Tage ab. Die Versammlungen, die dicht aufeinander folgten, konnten nur deshalb abgewickelt werden, weil die jungdeutschen Versammlungsleiter und Redner im Kraftwagen von Ort zu Ort fuhren.

Alle drei Versammlungen waren von Anhängern beider Seiten gut besucht. Viele Anhänger der Jungdeutschen waren aus verschiedenen Orten von Versammlung im Kraftwagen oder mit Fahrrädern gefahren, Graf von der Goltz, der Leiter aller drei Versammlungen, begrüßte zunächst die Vertreter der Behörden und gedachte des ermordeten polnischen Innenministers Pieracki. Die Anwesenden erhoben sich bei diesen Worten von den Plätzen. In allen Versammlungen hielt ein Herr Hübschmann-Bromberg die gleiche etwa eine Stunde dauernde Rede. Er legte den Zweck und die Ziele der Jungdeutschen Partei dar. Seine Partei strebe nach dem völkischen Sozialismus und sehe die Zukunft der deutschen Volksgemeinschaft in der politischen Erfassung aller Deutschen in Polen durch eine politische Partei. Bei der Erörterung des völkischen Sozialismus versuchte er in der üblichen Weise die Dinge so hinzustellen, als hätte jeder deutsche Volksgenosse bis dahin nur an sich gedacht, ohne das Ziel der gegenseitigen Hilfe, d. h. der deutschen Notgemeinschaft in Polen zu verwirklichen. Erst die Jungdeutsche Partei sei jetzt dabei, auch praktischen Sozialismus zu beweisen. Im Zusammenhang damit griff er natürlich die Genossenschaften und die sonstigen deutschen Organisationen an, erklärte jedoch bald darauf, daß an diesen Organisationen späterhin nichts geändert werden soll, weil diese Organisationen und Genossenschaften aus unserem Leben nicht fortzudenken seien. Es war unvermeidlich, das bei den

Angriffen eines Redners, der selbst im wirtschaftspolitischen Leben noch niemals Hand angelegt hatte,

Zwischenrufe erfolgten, die Beweise für die vorgebrachten Behauptungen forderten. Auf die Behauptung des Herrn Redners hin, daß seine Partei den Sieg der Frontgeneration haben wolle, wurde er von einem Versammlungsteilnehmer in Netzthal gefragt, ob er und viele seiner Parteianführer den Krieg anders als in den Kinderschuhen erlebt hätten. Es gab daraufhin einen Zwischenfall, weil Herr Hübschmann dem Fragesteller, dem Landwirt Piel, einem im Kriege schwerverwundeten Frontsoldaten, zurief: „Na, Sie waren ja auch nicht an der Front." Einige jüngere Anhänger der Jungdeutschen Partei versuchten nun den Landwirt Piel niederzuschreien. Der Vertreter der Ortsbehörde mußte demzufolge vortreten, um nachdrücklichst um Disziplin zu ersuchen.

Die Ausführungen des jungdeutschen Redners, die überall auch mit den gleichen Gedichten und Zitaten geschmückt und verschönt waren, wurden in Netzthal von den Landwirten Piel, Schmekel-Wiskitno und dem Hauptgeschäftsführer Kraft-Bromberg, richtiggestellt und widerlegt. Diese drei Redner wiesen besonders darauf hin, daß

der Sozialismus der Tat im deutschen Volkstum in den letzten Jahren der Not so stark zum Ausdruck kam,

wie nirgendwo anders. Die deutschen Genossenschaften und Wirtschaftsorganisationen hätten ihre hohe und ernste Aufgabe nach bestem Können und Vermögen erfüllt. Darüber ein Urteil sprechen, können nur diejenigen, die wirklich auf diesem Gebiete mitgearbeitet haben.

Es sei unverantwortlich kenntnislos hetzerische Meckereien in politischen Volksversammlungen über Wirtschaftsorganisationen auszustreuen.

Der Kampf der beiden deutschen Lager sei verderblich. Wenn der Kampf aber tobe, dann müsse man dessen eingedenk sein, daß er sich unter fremden Augen vollziehe und daß man nicht mit bewußten Verleumdungen und Verunglimpfungen den Gegner herabzuwürdigen versuchen dürfe.

In den Versammlungen in Wissek und Friedheim ergriffen außer den vorher genannten Rednern auch Landwirt Birschel-Olszewko und Schriftleiter Arno Ströse-Bromberg das Wort. Herr Birschel mahnte zur Besinnung und wies darauf hin, daß seine Familie seit fast hundert Jahren im Lande ansässig sei, daß sie stets sozial gearbeitet und ein warmes sozialistisches Empfinden für ihre Mitmenschen schon zu einer Zeit gehabt habe, als man diese Begriffe noch nicht so häufig im Munde führte.

Er selbst könne die Methoden der Jungdeutschen gegenüber andersdenkenden deutschen Volksgenossen nicht billigen.

Er sei überzeugt, daß bei den geringen grundsätzlichen Unterschieden ein Zusammengehen kommen müsse, wenn das deutsche Volkstum in Polen nicht seinem Untergang entgegengehen wolle.

Schriftleiter Ströse befaßte sich mit der politischen und weltanschaulichen Seite des Kampfes. Er erörterte dabei folgende Fragen: Sind die Junddeutschen wirklich die Träger des Nationalsozialismus in Polen? Darf man die Nicht-Jungdeutschen als „Reaktionäre" bezeichnen? Ist es wahr, was die jungdeutschen Redner behaupten, daß die J. D. P. das Deutschtum in Polen „aus dem politischen Schlaf" aufgerüttelt habe? Liegt die Zukunft der deutschen Volksgemeinschaft in einer politischen Partei?

Herr Ströse sagte über diese Hauptpunkte des jungdeutschen Geistesgutes u. a. folgendes: Wenn man sich die Mitgliederliste der einen und der anderen Seite ansieht, so findet man hier wie dort Namen von Adligen, Großgrundbesitzern, Mittel- und Kleinbauern, Angestellten usw. Wenn man die Taten, das völkische und sozialistische Empfinden der einen und der anderen untersucht, so muß man sich mit Entrüstung fragen, warum man die, die nicht der Jungdeutschen Partei angehören, als „Bonzen und Bonzensklaven" bezeichnet und die anderen nicht. Hier besteht eine Kluft, die überbrückt werden muß, wenn nicht

durch volksverhetzende Entstellungen Unfug angerichtet und großes Unheil über das Deutschtum in Polen heraufbeschworen

werden soll. Die Gegner der Jungdeutschen dürfe man nicht mit dem üblen Schlagwort „Reaktionäre" bezeichnen, weil es gerade in ihren Reihen sehr viele bewußt nationalsozialistisch empfindende Menschen gibt. Moeller van den Bruck habe für die Reaktionäre im politischen Geschehen des Deutschen Reiches ein treffendes Wort geprägt, wonach als Reaktionär derjenige zu bezeichnen sei, der das Rad der Geschichte entweder aufhalten oder zurückdrehen wolle. Und daran niemand von uns. Das Deutschtum in Polen habe eine fünfzehnjährige Geschichte, die viele traurige Kapitel aufzuweisen hat. Besonders traurig sei das Kapitel der Agrarreform und des Schulwesens.

Es sei daher böswillig und in hohem Grade niederträchtig, wenn man unter diesen Umständen von deutschen Volksgenossen in Polen als von „Reaktionären" spricht.

Es sei ferner ein Irrtum, wenn die Jungdeutsche Partei behauptet, sie habe das Deutschtum in Polen „aus seinem politischen Schlaf" aufgerüttelt. Es hat in Wirklichkeit niemals geschlafen. Die Schlafenden aber hat nicht die Jungdeutsche Partei, sondern der große geistige Aufbruch im Reiche und der große Führer des deutschen Volkes, Adolf Hitler, aufgerüttelt. Dieser Vorgang im Reiche habe auch die Jungdeutsche Partei in Bielitz aus ihrem politischen Schlaf plötzlich aufgerüttelt, **die am 30. Januar 1933 ganze 13 Mitglieder gehabt hat!** Auf die hauptsächlichste Idee dieser Partei eingehend, betonte der Redner, daß

die Zukunft des Deutschtums in Polen niemals in einer politischen Partei liegen werde,

weil sie niemals das ganze Deutschtum, vielleicht nicht einmal seine Mehrheit erfassen könne. Volksgemeinschaft könne nur **in dem selbstverständlichen Bewußtsein, Deutscher zu sein und zu bleiben, liegen.** Der Redner schloß mit einem Sieg-Heil auf das deutsche Volkstum in Polen.

Alle Diskussionsredner wurden für ihre Ausführungen mit starkem Beifall belohnt. Bei einigen von ihnen versuchten einige Anhänger der Jungdeutschen Partei irgendwelche Zwischenrufe, die jedoch schlagfertig zurückgewiesen wurden. Auf den Einwand des Versammlungsleiter Grafen von der Goltz in Friedheim, warum die Gegenseite auch dorthin mitgefahren sei, wurde erwidert, daß von unserer Seite einmal das getan worden sei, was die Jungdeutsche Partei in ihren Versammlungen stets zu tun pflegt. Es sei zum Schluß hervorgehoben, daß im Gegensatz zu manchen anderen Versammlungen der Jungdeutschen Partei, die oft in unglaubliche Angriffe und Verleumdungen gegen die andere Seite ausarteten, diese drei Versamlungen den Umständen nach verhältnismäßig sachlich geleitet worden sind. Dies ist unser Bericht, den wir deshalb so ausführlich gestaltet haben, weil die Gegenseite auch diesmal in ihrer bekannten „Sachlichkeit und Objektivität" die Dinge auf den Kopf zu stellen beliebt hat.

Feststellungen

Der „Aufbruch" in Bielitz leidet offenbar an Nahrungsmangel. Man muß ihm allerdings dabei zugute halten, daß die gegenwärtige Saure-Gurkenzeit an sich für Journalisten des „Aufbruch"-Schlages immer durch einen gewissen Futtermangel gekennzeichnet ist und diese Herren Zeitungsschreiber zwingt, in ihrer Redaktionsstube Fliegen zu fangen oder aber sich aus ihren Fingern Enten, Seeschlangen und sonstige Ungeheuer zu saugen. In diesem schweren Kampf um die Nahrung greift nun der „Aufbruch" den in Folge 7 der „Wahrheit" veröffentlichten Brief des Herrn Friedrich Nerbas, Płonkówko auf, in dem der Einsender feststellte, daß er nichts mit dem Aufruf der Jungdeutschen zu tun hat, unter dem auch der Name Nerbas, Płonkówko, ohne Nennung eines Vornamens stand.

Der „Aufbruch" versucht nun aus diesem Brief eine nahrhafte Ente auszubrüten und veröffentlicht in seiner Ausgabe 17 eine Zuschrift des Herrn Adolf Nerbas, Płonkówko, der erklärt, daß er den Aufruf unterschrieben habe. Mit dem gespielten Behagen des Hungernden, der nach außen den Eindruck der moralischen Sättigung vortäuschen möchte, wirft sich nun der „Aufbruch" in Positur und meint, mit dieser „Richtigstellung" sei wieder einmal eine „Hetze" seiner Gegner „zusammengebrochen". Er schiebt uns etwas in die Schuhe, was wir nie behauptet haben, nämlich den Versuch, die Unterschrift unter seinem Aufruf als Fälschung hinzustellen. Wir möchten unsererseits meinen, daß es, wenn es am gleichen Orte mehrere Träger des gleichen Namens gibt, wohl von Herrn Adolf Nerbas nicht ganz das richtige gewesen ist, wenn er unter dem Aufruf seiner Partei im Gegensatz zu allen anderen Unterzeichnern seinen Vornamen fortgelassen hat! Er wird dann aber jedenfalls keinem anderen Träger des gleichen Namens verbieten können, sich gegen eine Verwechslung mit ihm zu verwahren. Dieser krampfhafte Versuch des „Aufbruchs", sich neue Nahrung zu verschaffen, ist also gründlich mißglückt. Wir möchten ihm aber selbst gern aus seinen Hundstagsnöten helfen und würden uns außerordentlich freuen, wenn er endlich einmal die vielen Fragen und Wahrheiten, die wir ihm vorgelegt haben, beantworten wollte.

Aber in diesem Punkte sind die sonst so redefreudigen Herren der Jungdeutschen Partei wie auf den Mund gefallen. Sehr deutlich zeigt sich die Verlegenheit dieser Herren in einer gleichfalls in Ausgabe 17 veröffentlichten Erklärung des Herrn Wiesner, der dort mit fetten Lettern „feststellen" läßt, daß unsere Behauptung, er habe sich „von der Partei" ein Jahresgehalt von 75 000 zł bewilligen lassen, erlogen sei. Weder der Abgeordnete von Saenger, den Wiesner daraufhin anspricht, noch wir haben das in dieser Form behauptet, sondern wir haben in Folge 4 der „Wahrheit" festgestellt, daß er,

Wiesner, sich in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der städtischen Baukommission in Bielitz für die auf zwei Jahre berechnete Bauleitung einer von ihm befürworteten Talsperre ein Pauschalhonorar von 150 000 zł, also jährlich 75 000 zł, hat aussetzen lassen.

Diese Behauptung halten wir in vollem Umfange aufrecht, und es ist bemerkenswert und kennzeichnend, daß Herr Wiesner darauf gar nicht eingeht, sondern die für ihn peinliche Tatsache auf ein anderes Geleis abzuschieben versucht und uns auch hier eine Behauptung in die Schuhe zu schieben versucht, die wir niemals aufgestellt haben.

Bismarck über Liberalisten und Parlamentaristen

Am 19. November 1862, also wenige Wochen nach seiner Berufung in das Amt als Ministerpräsident Preußens, schrieb Bismarck an einen seiner Freunde einen Brief, dem wir nachstehende Stellen entnehmen. Die „Liberal-Konstitutionellen" und die „Liberal-Demokratischen", also die Parlamentaristen verschiedener Prägung, waren damals die, die man heute als Miesmacher und Meckerer bezeichnen würde. Deshalb sind die damaligen Worte auch heute von Reiz. Uns Posener interessiert dabei auch die Tatsache, daß Bismarck trotz allem die zu positiver Leistung Fähigen unter den „Meckerern", die lediglich in doktrinären Vorstellungen befangen waren, zu schätzen und an den richtigen Platz zu stellen wußte, denn unmittelbar, nachdem er diesen Brief geschrieben hatte, enthob er den Oberfinanzrat im preußischen Finanzministerium v. Horn, der zu den liberalen „Steuerverweigern" gehörte, seines Amtes und ernannte ihn zum Oberpräsidenten in Posen, wo er sich als hervorragender Verwaltungsmann bewährt hat.

„Auf dem Gebiet der Innenpolitik bessert sich die Stimmung bei uns wenig, indessen nicht in dem Maße, daß man an eine Auflösung des Parlaments denken und auf befriedigende Neuwahlen hoffen könnte. Bevor es so weit ist, muß die Disziplin unter den Beamten wiederhergestellt werden. Nur dem Einfluß der Regierungs-, Justiz-, Steuer-, Post-, Forstbeamten usw. verdanken wir die gegenwärtigen Ergebnisse. Unser Recht, Beamte zu entlassen, ist beschränkt, aber innerhalb des gesetzlichen Rahmens kann es unnachsichtig angewendet werden, sonst trete ich zurück, und die Frage des Nachfolgers für Goltz findet dadurch ihre Lösung, daß ich mich selbst als Kandidat für diesen Posten aufstelle. Als ich mein Amt hier antrat, hatte ich noch Hoffnung auf eine Verständigung mit dem Parlament. Als ich aber mit den großen Kindern, aus denen es besteht, näher bekannt wurde, mit ihrer politischen Naivität und ideologischen Exaltation, wurde es mir vollständig klar, daß diese Doktrinäre und Kathederschwätzer Preußen nicht regieren können; gäben wir ihnen die Möglichkeit, die königliche Gewalt zu untergraben, würden wir unweigerlich in den Abgrund vollendeter Anarchie stürzen. Meiner Natur liegt es nicht, die Rolle eines Geßler zu spielen; viel angenehmer ist es, populär zu sein. Ich müßte mich aber vor meinem Gott und meinem Gewissen der Feigheit und des Verrats an meinem König und meinem Lande bezichtigen, wenn ich es unterließe, dieses Wespennest zu zerstören, nachdem ich mich davon überzeugt habe, daß der preußische Staat in den Händen der parlamentarischen Regierung hoffnungslos seinem Zerfall entgegengeht. Ob es in meiner Macht liegen wird, das zu verhindern, weiß Gott allein, aber „vielleicht", wie sie in Rußland sagen. Unter allen Umständen bleibe ich Ihr dankbarer und ergebener Freund und Verehrer

von Bismarck."

Drei preußische Anekdoten

Von Franz Schauwecker.

Als ein Zeppelin sich über London befand und im Begriff war sich seiner Last von Bomben zu entledigen, geriet er in die konzentrierten Bündel der Scheinwerfer und gleich danach in die noch brutaler zusammengefaßten Explosionsfelder der Granaten. Nun — das war das gute Recht der Feinde. Nun — und das war die gute Pflicht der Gegner, jedem Recht der Gegner den eigenen Willen entgegenzusetzen.

Infolgedessen fuhr der Zeppelin fort, seine Bomben abzuladen und beobachtete nicht ohne eine gewisse sehr sachliche und zugleich sehr grimmige Freude den unzweifelhaften Erfolg seiner eifrigen Tätigkeit.

Ueber alldem schwebte indessen das Kriegsglück, das wie jedes Glück auf die Dauer nur dem Tüchtigen sich preisgibt. Und dieses Glück des immerwährenden Krieges verlieh den Engländern einen Treffer, der etwa in der Mitte des starken Ballonkörpers lag.

Die Sekunden eines so entscheidenden kriegerischen Vorganges reißen unweigerlich dem Menschen sämtliche Hüllen ab, daß er ohne Widerstand gezwungen ist, sich auf der Stelle, an der ihm dergleichen geschieht, nackt zu zeigen. Er ist einfach in die Ecke gedrängt, aus der er nicht mehr flüchten kann. Er muß zeigen, was er ist oder was er nicht ist.

In diesem Augenblick des Volltreffers zerriß das Krachen des brechenden Gerüstes sowohl die Luft wie die Nerven der Besatzung des Luftschiffes. Alles war wie gelähmt. Jeder stierte dem Untergang unmittelbar in das zerschmetterte Gesicht.

Die beiden Führer des Schiffes, der noch heute lebende Kapitänleutnant von Schiller und der gleichfalls noch heute lebende Oberleutnant zur See von Butlar-Brandenfels, standen gerade nebeneinander, als der Moment der nahen Katastrophe das Schiff hochwarf.

Und während das Gestänge aus Aluminium krachte und die Goldschlägerhaut kreischte, sagte der Kapitänleutnant von Schiller zu Butlar-Brandenfels, indem er den Kopf über die Schulter drehte: „Wollen Sie, wenn das Schiff jetzt auseinanderbricht den Befehl über das Vorderschiff oder über das Heck übernehmen? Mir ist es gleich."

Butlar-Brandenfels fand im Augenblick keine Antwort, fast erwürgt von der zerreißenden Spannung der Sekunden.

Das Schiff kam durch jenes Glück, das auf die Dauer nur dem Tüchtigen gehört, zwar schwerverletzt, aber ohne Opfer auf deutschen Boden davon.

Butlar-Brandenfels sagte später, dies sei der größte Beweis von Kaltblütigkeit, der ihm im Kriege jemals vorgekommen sei.

*

In den Zeppelinen herrschte strengstes Rauchverbot. Offiziere und Mannschaften waren darüber nicht erfreut

Ueber London erhielt ein Zeppelin einen Volltreffer, geriet in Brand und stürzte ab. Aus den Trümmern wurden nur zwei schwerverwundete Lebende hervorgezogen. Der eine von ihnen erzählte später das Folgende:

Als der Treffer einschlug, schoß sofort eine lange Stichflamme durch die ganze Länge des Schiffes. In die schreckerstarrte Stille fuhr allein die schneidende Stimme des Kommandanten und rief: „Von jetzt ab ist das Rauchen an Bord erlaubt!"

Wenige Minuten später lag das Schiff als rauchender Haufen auf dem Acker.

*

Im großen Kriege erhielt ein noch sehr junger Leutnant den Befehl, mit seinem Zuge den notwendig gewordenen Rückzug des Bataillons zu decken.

Der Leutnant bezog die ihm angewiesene Stellung und schrieb im Vergleich zu der ihm bekannten Lage folgende Meldung, welche durch seine Jugend zu erklären ist:

‚Ich habe befehlsgemäß mit so und so viel Mann die Stellung da und da bezogen. Ich erlaube mir gehorsamst darauf hinzuweisen, daß angesichts unserer geringen Stärke, der nicht günstigen Lage und der allgemeinen Situation der gesamte Zug geopfert wird und sterben muß.'

Der Meldeläufer verschwand und kam bald darauf mit der Antwort zurück. Sie lautete: „Dann stirb."

Der Leutnant und sein Zug fielen innerhalb der nächsten zehn Stunden.

Verantwortlich für die Beilage „Die Wahrheit": **Hans Machatscheck.** Druck und Verlag: **Concordia**, Sp. Akc., drukarnia i wydawnictwo. Sämtlich in Posen, Zwierzyniecka 6.